autarkie, aber dies nunmehr als Eigenschaften eines Staates, der vollbewußt in die politisch-ökonomische Weltverknüpfung eintreten will und der als solcher nach Wegen sucht, sich die industrialistische Zivilisation anzueignen. Als solcher hat China nun aber auch die Erfahrung gemacht, daß die Versuche, die industrielle Zivilisation aus dem Angebot und unter den Einwirkungen der freien Konkurrenz des kapitalistischen Unternehmertums zu erlangen, geradezu an die Grenze anarchischer Entwicklung führten, daß China den Weg vielmehr, nach dem Vorbilde Rußlands, zu einem allseits streng koordinierten Neuaufbau suchen muß. Zu diesem Behuf hat sich die Nationale Regierung denn auch schon mehrfach um Beistand an das Technische Sekretariat des Völkerbundes gewendet, und diese Vorgänge im Zusammenhang geben der Völkerbundspolitik der Nationalen Regierung nun auch einen Hintergrund, der sie von einer Opportunitätspolitik des Ausspielens der Fremdmächte gegeneinander recht unterscheidet. Sie bedeutet da einen politischen Grundzug, der in weite Zukunft reicht. Denn es schließt sich China damit dem Willen an, den die bürgerlich-demokratischen Staaten zur Ächtung imperialistischer Malfaisance mit Kelloggpakt und Völkerbund bekunden, als Eröffnung des Weges über internationale Kooperation, den China gleichzeitig zu seinem Ziel planmäßig koordinierten Neuaufbaus gehen zu wollen erklärt. Die Völkerbundspolitik der Nationalen Regierung hat in der Annahme der Kooperation des Völkerbundes beim internen Aufbau das Geschick der Richtung, die die bürgerlich-demokratischen Nationen mit Kelloggpakt und Völkerbund in die Zukunft hineinnehmen wollen, mit dem Geschick Chinas verschmolzen; der Völkerbund ist nicht mehr Vermittler, er ist mit dem Beschluß vom 24. Februar „Beteiligter" an Chinas Schicksal geworden.

Japan bekämpft in China die ganze Richtung, die die Völkerbundsstaaten eingeschlagen haben. — „Wie könnte es China ändern, wenn seiner schwerbedrängten Regierung eine technische Kommission zur Hilfe geschickt würde" — rief der Delegierte Japans in die Völkerbundsversammlung hinein, — und verließ den Völkerbundspalast nach erfolgtem Beschluß, ohne nach rechts oder links zu schauen; — und an der fernöstlichen Grenze von Jehol marschieren Japans Truppen ins chinesische Reich. —

Abgeschlossen 26. 2. 1933.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Virgile Pinot: La Chine et la formation de l'esprit philosophique en France (1640 bis 1740), und: Documents inédits relatifs à la connaissance de la Chine en France de 1685 à 1740. Beide Bände im Verlag der Librairie Orientaliste Paul Geuthner, Paris 1932.

Das Buch V. Pinots empfiehlt sich von vornherein dadurch, daß ihm der große Gelehrte Gustave Lanson Pate gestanden und daß sich der Verfasser seit bald dreißig Jahren mit dem Thema beschäftigt hat. Es stellt ein wichtiges Kapitel unsrer Geistesgeschichte dar, nämlich den Einfluß chinesischer Anschauungen auf unsere Theologie, Philosophie und Geschichtsforschung zwischen 1640 und 1740, und leistet einen unschätzbaren Beitrag zur Geschichte der Chinakunde. Sein historisch-dokumentarischer Wert liegt vor allem in der Heranziehung so vielen handschriftlichen Materials, ungedruckter Abhandlungen und noch mehr Korrespondenzen zwischen Jesuiten und Laiengelehrten: die Bedeutung dieser handschriftlichen Dokumente versteht man erst recht, wenn man sich von Pinot hinter die Kulissen der jesuitischen Politik, die alle ausschlaggebenden Veröffentlichungen über China bestimmte, hat führen lassen. Eine Auswahl solcher beachtenswerter Briefe, hauptsächlich des P. Foucquet und des Historikers Fréret, bietet der Ergänzungsband.

Einleitend stellt Pinot die Geschichte der China- und Siam-Mission sowie den Ritenstreit dar, diese oft behandelten Themen, die aber dank dem neugewonnenen Material und der geistvollen Vertiefung auch hier eine besondere Bedeutung erlangen; im Kapitel über die Chinaschriften der Jesuiten untersucht Pinot die Zuverlässigkeit dieser Quellen der Kenntnis Chinas und weist nach, wie die Jesuiten in China ihre Übersetzungen, Schilderungen und Abhandlungen im Dienste ihrer Politik tendenziös zuschnitten und

färbten, darin aber von ihren Revisoren in Paris noch überboten wurden. Im zweiten und wichtigsten Teil seiner Untersuchung behandelt Pinot in den Kapiteln „Das Alter der chinesischen Geschichte und die Chronologie", „Philosophie und Religion" und „Moral und Politik der Chinesen" den Einfluß der Chinakunde auf die europäischen Anschauungen. Daß dieser Einfluß so stark werden konnte, erklärt sich nur dadurch, daß die alten, christlich-biblischen europäischen Anschauungen seit der Renaissance erschüttert waren. Deshalb wurde eine so schwerwiegende Kunde wie die von der chinesischen Chronologie, die um mehrere Jahrhunderte über die Sintflut zurückführte, nicht einfach abgelehnt, sondern heiß umstritten — ein Kampf um die Autorität der Bibel, an dem sich Missionare, Theologen und Philosophen beteiligten. Ähnlich war der Kampf um die Frage, ob die Chinesen Spiritualisten oder Materialisten, Deisten oder Atheisten seien, ob ihre klassischen Schriften und ihre noch lebendigen Kultübungen eine Uroffenbarung bewiesen oder nicht. Wie in diesen Kämpfen die Meinungen auseinandergingen, was für Kompromisse zu machen versucht wurden, z. B. durch die symbolische Auslegung der chinesischen Schriften und Schriftzeichen, was für eine Rolle die Politik der Jesuiten wiederum dabei spielte, schildert Pinot aufs anschaulichste. Führende Geister wie Bayle, Malebranche und Fréret glaubten an den Atheismus der Chinesen, und Bayle bestimmte hierin durch seinen „Dictionnaire philosophique et critique" im wesentlichen auch die Meinung des großen Publikums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Bayle lag vor allem daran, am Beispiel der Chinesen zu beweisen, daß sich Moral und Atheismus sehr wohl vereinigen ließen. Daß die Chinesen eine weise Moral und Politik hatten, die miteinander verschmolzen und in der „natürlichen Vernunft" wurzelten, war ja die größte Offenbarung, die die Cartesianischen Geister Europas in China fanden; und wenn man deshalb im wohlfahrenden despotischen China ein Heilmittel suchte für das krankende despotische Frankreich, so sah man dieses im Prinzip der patriarchalischen Güte des Herrschers. Der Einfluß der damaligen Chinakunde gipfelte in den Theorien des aufgeklärten Despotismus, die neben Montesquieu, Diderot u. a. vor allem Voltaire vertrat: die geistesgeschichtlichen Grundlagen, die Voraussetzungen zum Verständnis der Beziehungen dieses repräsentativsten französischen Aufklärers des 18. Jahrhunderts zu China darzustellen, war das ursprüngliche Ziel von Pinots Buch — das Thema „Voltaire und China" selbst verspricht er uns in einem späteren Buche zu behandeln.

Wir müssen es bedauern, daß die Auswirkungen der Chinakunde im gleichzeitigen deutschen Geistesleben in Pinots Buch keinen Platz gefunden haben; das damals Frankreich näher stehende Holland ist hierin besser weggekommen. Andrerseits hätten die Chinaberichte vor Couplets „Confucius Sinarum Philosophus" von 1687 eine eingehendere Behandlung verdient. Nebenbei bemerkt, ist die Auffassung der doch gerade so erstaunlich sachlichen Reisebeschreibung Marco Polos als mittelalterliche Wundermäre (nach Pierre Martino, L'Orient dans la littérature française au XVIIe et au XVIIIe siècle, Paris 1906) irreführend. Zu bedauern ist ferner, daß in diesem Buch so viele Druckfehler stehengeblieben sind — ein Symptom, das oft auf die Oberflächlichkeit eines Verfassers schließen läßt, was hier allerdings unberechtigt wäre. Denn trotz seinen paar Mängeln besitzen wir in Pinots Buch eine höchst ernsthafte wissenschaftliche Arbeit, einen äußerst wertvollen und reichhaltigen Beitrag zu unserer Geistesgeschichte und zur Geschichte der europäischen Chinakunde.

E. H. v. T.

Metz, Dr. Th.: Java—Sumatra—Bali. Über Kolonialpolitik im tropischen Holland. Leipzig, Deutsche Wissenschaftliche Buchhandlung 1932. 89 S. mit 16 Abb. und einem Titelbild nach eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Auf engem Raum zusammengedrängt vermittelt das Buch ein lebendiges Bild der Verhältnisse in Niederländisch Indien. Besonders sympathisch berührt das vom Verfasser immer wieder betonte Bedürfnis der Holländer nach Kontakt mit den Eingeborenen und ihrer Kultur und ihr Streben nach Verständnis für deren Eigenart. Unendlich viele Schwierigkeiten hätten vermieden werden können und könnten noch immer vermieden werden, wenn dieses Suchen nach

gegenseitigem Verständnis immer da wäre, wo zwei oder mehr Völker zusammenleben. Das Buch ist hübsch und anschaulich geschrieben, und man möchte ihm weitere Verbreitung wünschen. M. L. B.

Buddhologische Arbeiten. In den letzten Jahren sind eine Reihe sehr bedeutsamer Veröffentlichungen erfolgt, die im folgenden kurz besprochen seien:

Saṃyutta-nikāya, übersetzt von Geiger (Oskar Schloß Verlag, München-Neubiberg, 2 Bd. 1930 und 1925). Der Altmeister des Pāli-Schrifttums hat uns eine Übersetzung geliefert, die zum Teil schon vorher in der Zeitschrift für Buddhismus erschienen ist, deren Leitung er leider aus den Händen geben mußte, als das Eigentum des Verlags wechselte. Die wissenschaftliche Höhe — und zugleich die Beschränkung auf das rein Wissenschaftliche — haben der Zeitschrift unter Geigers Leitung ein großes Ansehen verschafft. Es bedarf keiner Erwähnung, daß die Übertragung des Saṃyutta-nikāya eine hervorragende philologische — aber auch schwierige philosophische! — Leistung darstellt. Daß es ein Ereignis ist, daß diese wichtige Abteilung des Pāli-Kanons — die einen hochbedeutsamen Teil der Lehrreden, die Buddha zugeschrieben werden, als Sammlung umfaßt — in der Geigerschen Übersetzung vorliegt, braucht unsern Lesern nicht weiter gesagt zu werden. Für alle an China Interessierten sind freilich die Mahāyāna-Arbeiten noch bedeutend wichtiger. Es sei bei dieser Gelegenheit auf die seit langem vor sich gehende fleißige Arbeit des „Instituts für Buddhismusforschung" unter Max Walleser an der Heidelberger Universität hingewiesen. Es sind da eine ganze Reihe von Publikationen unter dem Titel „Materialien zur Kunde des Buddhismus" erschienen, die z. T. sehr wichtig sind, so von Walleser selbst „Die mittlere Lehre des Nāgārjūna" (Heidelberg 1912, in Auswahl). Wenn auch die Übersetzung der philosophischen Termini nicht immer als glücklich bezeichnet werden kann, so ist doch hier eine bedeutsame Arbeit geleistet worden. Über die Publikationen über die „Inschrift von Bhabra" und über das Wort „Pāli" wird man freilich anderer Meinung sein dürfen. Wesentlich ist aber, daß vor allem die Mahāyāna- und Tratrayāna-Forschung mit Nachdruck, philologischer Gewissenhaftigkeit und Erfolg betrieben wird. Von Obermiller ist in der Heidelberger Sammlung die Übersetzung der Geschichte des Buddhismus, insbesondere des tibetischen: „History of Buddhism" (2 Bd. Heidelberg 1931/1932, in Kommission bei Harrassowitz in Leipzig) herausgekommen. Dies Werk des großen tibetischen Historikers Bu-ston liegt also nunmehr in englischer Übersetzung vor. Und dies gibt der Forschung auf diesem Gebiet sicher neuen Antrieb. Die Methode, tibetische Worte in ihrer modernen Aussprache — natürlich eines bestimmten Dialektes — und nicht lediglich nach der alten Orthographie zu geben, halte ich für einen Übereifer, der im Schriftbild die reinen und klaren Formen der klassischen tibetischen Orthographie ganz unnütz verwischt. Da aber überall die traditionelle Schreibung beigesetzt ist, so entsteht ja kein Schade. Alles in allem muß einmal mit Nachdruck auf den Wert der Mahāyāna-Publikationen des Heidelberger Institutes hingewiesen werden. Ohne Kenntnis des frühen Mahāyāna ist ein Verständnis des chinesischen Buddhismus unmöglich, und die Bedeutung des Lamaismus für das eigentliche China wird ganz zu Unrecht gewöhnlich gleich Null geachtet. Für die Erschließung wichtiger Punkte in dem ungeheuren Gebiet des hierher gehörigen Schrifttums gehört Max Walleser und seinem Institut unser Dank. E. R.

Jeremias, Alfred: Handbuch der altorientalischen Geisteskultur. Zweite, völlig erneuerte Auflage. Mit 260 Bildern nach den Monumenten und 1 Sternkarte. XVII, 508 Seiten. Berlin und Leipzig, Verlag von Walter de Gruyter & Co. 1929.

Der Leipziger Religionshistoriker Jeremias, dessen altbekanntes „Handbuch" nunmehr in neuer Auflage vorliegt, ist heute wohl der einzige markante Vertreter des ziemlich antiquierten „Panbabylonismus".

Mit der Ablehnung der Grundidee, aus der heraus Jeremias sein „Handbuch" geschaffen hat, muß nun aber nicht unbedingt die Ablehnung des ganzen Werkes selbst Hand in Hand gehen. Ist doch dieses, wie kaum ein zweites, geeignet, einem interessierten Laienpublikum eine einigermaßen geschlossene

und abgerundete Vorstellung von der Eigenart der sumerisch-akkadischen Kultur zu geben, die auf zahlreiche andere Kulturen einen bestimmenden Einfluß ausgeübt hat. (Das eine sei jedoch hier einschränkend vermerkt, daß die Kultur des alten China offenbar nur sehr wenig von Babylon beeinflußt ist; mag auch manche Erkenntnis in früher Zeit aus dem Zweistromland nach dem fernen Osten gebracht worden sein, so läßt sich doch kaum je eine einfache Übernahme konstatieren, und höchst selten ist man veranlaßt, mehr als eine bloße „Anregung" anzunehmen.)

Das vorliegende Werk ist schon mehrfach in Fachzeitschriften nach verschiedenen Gesichtspunkten besprochen worden. Ich verweise besonders auf Bruno Meißners ausführliche Besprechung in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1930, S. 94ff., die sich speziell mit Fragen philologischer und allgemein kulturhistorischer Natur befaßt, und beschränke mich an dieser Stelle darauf, die auf Astronomie, Astrosophie und Kalenderwissenschaft bezüglichen Abschnitte etwas näher zu beleuchten, da diese einen beträchtlichen Teil des Buches ausmachen und meines Wissens noch nicht an anderer Stelle kritisch erörtert worden sind. Es findet sich da auch gar mancher Irrtum, der in einer neuen Auflage ausgemerzt werden müßte. S. 165, Absatz 5: „Der Mond ist in Sumer der eigentliche Zeitregler. Mit seinem Neulicht beginnt das Kleinjahr, das auch wir noch nach der alten Mondrechnung ‚Monat' nennen." Wie ist dies mit S. 270/71 zu verbinden, wo das 360tägige „Rundjahr", das eine ganz andere Art der Zeitrechnung darstellt, ebenfalls als altsumerisch hingestellt wird? Die Darlegungen auf S. 271 geben keine befriedigende Antwort auf die Frage, lassen auch an Klarheit zu wünschen übrig. Es dürfte sich schwerlich belegen lassen, daß man in dem vom Verf. postulierten Rundjahr von 12 (natürlich von den Mondphasen unabhängigen) Monaten zu 30 Tagen zum Ausgleich gegenüber dem Sonnenjahr ganze Monate eingeschaltet hat. Die Einfügung von Schaltmonaten wird erst im Lunisolarjahr sinnvoll, und der sumerisch-akkadische Fachausdruck DIRIG > dirigû, diru für „Schaltmonat" hat ohne Zweifel nur auf dieses Bezug; mithin erübrigt sich der 2. Absatz auf S. 271.

Die Fußnote 1 auf derselben Seite hat doch offenbar mit dem zugehörigen Text nichts zu tun, denn welche Beziehung besteht zwischen dem Mond als Zeitregler in Vorderasien und der Feststellung, daß sowohl Ostasien als auch Sumer Wintersonnenwende-Neujahr hat? (Letzteres ist übrigens nur bedingt richtig, da der chinesiche Jahresbeginn bekanntlich je nach dem gerade herrschenden Kalender rund gerechnet zwischen dem 21. November und dem 21. Februar schwanken kann. Gerade der Hiakalender, der immer eine bevorzugte Stellung innehatte, fixiert den Jahresbeginn auf die Zeit zwischen dem 21. Januar und dem 21. Februar, also mindestens einen vollen Monat nach der Wintersonnenwende.)

Fußnote 3, ebenfalls S. 271, ist zum mindesten überflüssig. Eine Einschaltung von 12 Tagen kommt selbstredend für den nach Lunationen rechnenden Kalender nicht in Frage, da ja dann der Monats- bzw. Jahresanfang nicht mehr an den Neumond gebunden bleiben könnte.

S. 270, Abs. 4 ist in dieser Fassung unverständlich, es muß natürlich heißen: „Kleinjahr von 30 bzw. 60 Tagen", an Stelle von „12 mal 30 und 6 mal 60 Tagen"; noch besser wäre es, die Annahme des 60tägigen „Kleinjahres" (Doppel-Monats) fallen zu lassen, da die zum Vergleich herangezogenen früharabischen Doppelmonate nicht 60- sondern 59tägig sind, indem sie nämlich den Zeitraum von fast genau 2 Lunationen umfassen: 2 mal 29,53 Tage = 59,06 Tage. ITU — arḫu bedeutet auch ohne Zweifel nur den einfachen Monat.

S. 165, letzter Absatz: „In der Sonnenwende stehen sich Mond und Sonne um Mittag, bzw. um Mitternacht gegenüber." Ein derartiger Satz sollte eigentlich in einem wissenschaftlichen Werk nicht gedruckt werden. Sonnenwenden und Sonne-Mond-Konstellationen haben nichts miteinander zu tun! S. 165, Z. 4 v. u. muß heißen „Sommersonnenwende" anstatt einfach „Sonnenwende".

S. 168, Abs. 3. Woher ist bekannt, daß primitive Völker zur Beobachtung von Sonnenfinsternissen Gruben zu graben pflegen, und welchen Zweck sollte das überhaupt haben? Die Gruben müßten doch überdies

schon auf Grund von Vorausberechnungen vor Eintritt der Finsternis angelegt werden, — wodurch die Annahme der „Primitivität" hinfällig würde.

S. 172. Die im letzten Absatz ausgesprochene Vermutung, daß den Babyloniern die Phasenerscheinungen der Venus bekannt gewesen seien, muß ebenso wie des Verfassers Angabe, er habe die Sichelform dieses Gestirnes mit bloßem Auge beobachtet, irrig sein. (Irradiation!)

S. 175, letzter Absatz: „Merkur, dessen Umlaufzeit noch heute nicht genau berechnet ist." Verf. denkt hierbei offenbar an den durch Einstein populär gewordenen Betrag von 40 Bogensekunden im Jahrhundert, um den Merkur von seiner berechneten Bahn abweicht („Periheldrehung"). Diese Stelle ist geeignet, dem Leser ganz falsche Begriffe zu vermitteln, und darf in eine Neuauflage nicht übernommen werden.

Der Raummangel verbietet es mir, auf des Verfassers Theorie der Weltzeitalter, im Zusammenhang mit der Präzession (S. 239 ff.), näher einzugehen. Nur so viel sei gesagt, daß die Angaben des Kidinnu nicht zur Stützung der Weltzeitalter-Hypothese herangezogen werden können, da sie ja erst aus der spätesten Zeit der babylonischen Geschichte stammen. Auch die Beweisführung im letzten Absatz auf S. 239 ist keineswegs einwandfrei. Was heißt überhaupt, daß die „Festlegung des Jahresanfangs auf einen bestimmten Ausgangspunkt der Sonnenbahn" ein indirekter Beweis für die Kenntnis der Präzession sei?

S. 240, Abs. 1: 12960000 ist gleich 360 mal 36000, nicht gleich 360 mal 600!

Die hier gebrachten Beispiele tun zur Genüge kund, daß das „Handbuch" in astronomischer Hinsicht nicht einwandfrei ist; fast alle auf Astronomie bezüglichen Abschnitte bedürfen einer gründlichen Neubearbeitung, und der Wert des Werkes würde sicherlich wesentlich erhöht werden, wenn der Verf. es über sich gewinnen könnte, die eine oder andere seiner Hypothesen — wie sehr sie ihm auch ans Herz gewachsen sein mag — der Objektivität zuliebe fallen zu lassen.

Bildmaterial, Druck und Ausstattung des „Handbuchs" sind vortrefflich.

W. Hartner.

ZU DEN ABBILDUNGEN

Tafel 9, oberes Bild:

Hiermit dürften wir wohl den Lesern der „Sinica" das älteste überhaupt bestehende Bild des „Bunds" von Schanghai vor Augen bringen. Es entstammt dem Werke von R. Elwes "sketcher's Tour round the world". London, II. Auflage 1854, und scheint im März 1850 gemacht zu sein; s. dazu S. 83/84 des Textes.

Unteres Bild:

Der Bund in Schanghai 1857 (aus H. D. Morse, The international relations of the Chinese Empire Bd. I). Das Seezollamt, ehemals der Tempel, gerade in der Mitte.

Tafel 10, oberes Bild:

Der Bund um 1889.

Unteres Bild: Am Bund, Oktober 1930. Reihenfolge der Hauptgebäude: Hongkong-Schanghai-Bank, Seezollamt (mit Turm und Uhr), Palace-Hotel, der ehemalige deutsche Klub (mit spitzem Türmchen), Yokohama Specie Bank.

Tafel 11: Teilstück des Bunds 1929 (die größten Gebäude: links das Seezollamt mit der Uhr, rechts das Sassoon-Haus beim Eingang in die Nanking-Road).

Tafel 12: Bodhisattva in furchtbarer Gestalt. Alle Buddhas und Bodhisattvas können in dreifacher Gestalt erscheinen, in der gewöhnlichen ruhigen Form, in der erregten zornigen und in schrecklicher Form. In letzterer erscheinen sie unter anderem den Dämonen, um sie in die Flucht zu schlagen oder zu bekehren; hierzu nehmen sie — wie meist — die Gestalt derjenigen Klasse von Lebewesen an, mit der sie es zu tun haben. In dieser dämonischen Gestalt erscheinen nun auch die Bodhisattvas durchaus funktionsgemäß in ihrer Eigenschaft als „Könige der Erkenntnis oder Erleuchtung" (vidyārājan, Ming Wang). Das vorliegende Bild zeigt einen von den acht Bodhisattvas, die die Umgebung des Medizinbuddhas (Bhaiṣajya-guru, Yau Schï Fo) bilden. Das eindrucksvolle Kunstwerk steht in dem Bergkloster Si Yü Sï (Provinz Hope).